

Charles Lamb  
**Eine Abhandlung über  
Schweinebraten**

Essays

Ausgewählt, übersetzt und mit einem Vorwort  
von Joachim Kalka

Mit einer Studie zum Briefwechsel  
zwischen Charles Lamb und S. T. Coleridge  
von Norbert Miller

BERENBERG

## Arme Verwandte

1823

Ein Mensch aus der armen Verwandtschaft ist von allen Gegenständen der Natur der am meisten irrelevant – ein Fall von impertinenter Bezüglichkeit – eine scheußliche Näherung – ein Plagegewissen – ein lächerlicher Schatten, der sich im Nachmittag deines Wohlstands verlängert – eine unwillkommene Erinnerung – eine ewig wiederkehrende Kränkung – ein Anspruch an deine Börse – eine noch schwerer erträgliche Anleihe bei deinem Stolz – ein Nachteil des Erfolges – ein Vorwurf für deinen Aufstieg – ein Makel deines Blutes – ein Fleck deines Wappenschildes – ein Riß in deinem Kleid – ein Totenkopf an deiner Tafel – Agathokles' Topf – ein Mordekai an deinem Tor – ein Lazarus an deiner Tür – ein Löwe auf deinem Pfade – eine Fliege in deinem Weinglas – ein Mücklein in deinem Auge – ein Triumph für deinen Feind, eine deinen Freunden abzuleistende Entschuldigung – das eine Ding, das überflüssig ist – der Hagel bei der Ernte – die Unze Säure in einem Pfund Süßigkeit.

Man kennt ihn an seinem Klopfen. Dein Herz sagt dir: Das ist Mr. \*\*\*. Ein Pochen zwischen Vertraulichkeit und Hochachtung, das Gastlichkeit zu fordern und gleichzeitig an solcher Forderung zu zweifeln scheint. Er tritt ein, lächelnd und – verlegen. Er streckt die Hand aus, um die deine zu schütteln – und zieht sie zurück. Er kommt zufällig zur Essenszeit vorbei – wenn der Tisch vollbesetzt ist. Er macht sich erbötig, wieder zu gehen, da du ja Gesellschaft hast – doch man überredet ihn, zu bleiben. Er nimmt auf einem Stuhl Platz, und die beiden Kinder deines Besuchs werden an ein Nebentischchen verwiesen.

Er kommt nie an Empfangstagen, wenn deine Frau mit einer gewissen Aufgeräumtheit sagt: »Mein Lieber, vielleicht schaut ja Mr. \*\*\* heute herein.« Er erinnert sich an Geburtstage – und beteuert, er habe das Glück gehabt, zufällig an diesem Datum vorbeizukommen. Er möchte keinen Fisch, da der Steinbutt etwas klein ist – doch er läßt es zu, daß man ihn wider seine erste Entschiedenheit dazu drängt, eine Scheibe zu nehmen. Er bleibt gern beim Port – doch läßt er sich bereden, das letzte Glas Rotwein zu nehmen, wenn ein Fremder es ihm nahelegt. Er ist ein Rätsel für die Dienstboten, die befürchten, ihm gegenüber zu untertänig oder nicht höflich genug zu sein. Die Gäste meinen, sie hätten ihn schon einmal gesehen. Alle zerbrechen sich den Kopf über seine Stellung im Leben; die meisten halten ihn für einen Hafenzöllner. Er nennt dich beim Vornamen, um zum Ausdruck zu bringen, daß sein Nachname mit dem deinen identisch ist. Er ist allzu vertraulich, und doch wünschtest du, er sei weniger schüchtern. Mit nur der halben Vertraulichkeit ginge er als bescheidener weitläufiger Bekannter des Hauses durch; wäre er kühner, bestünde keine Gefahr, daß man ihn für das hält, was er ist. Er ist zu demütig für einen Freund, kehrt sich aber doch mehr hervor, als es sich für einen von der Familie abhängigen Bekannten schickte. Er ist ein schlimmerer Gast als ein Pächter vom Lande, insofern er keine Zahlungen leistet – doch könnte es gut sein, daß deine Gäste ihn nach Kleidung und Gebaren eben für einen solchen halten. Man fordert ihn auf, bei einer Partie Whist mitzuspielen, er lehnt auf Grund seiner Armut ab und ist unmutig, daß man ihn ausschließt. Wenn der Besuch sich verabschiedet, bietet er sich an, nach einer Kutsche zu gehen – und läßt es dann den Diener tun. Er erinnert sich an deinen Großvater und bringt eine dürftige und völlig unwichtige Anekdote an, die aber *aus der Familie* ist. Die hat er noch gekannt, als sie noch nicht so blühte, »wie er es jetzt, Gott sei's gedankt, mitansehen darf«. Er läßt Vergangenes wiederaufleben, um – wie er sagt – vorteilhafte Vergleiche anzustellen. Nachdenklich und unter Beglückwünschungen erkundigt er sich nach dem Preis deiner

Möbel und beleidigt dich mit einem besonders ausdrücklichen Lob deiner Vorhänge. Er hält dafür, daß die neue Teemaschine die elegantere Form ist, und doch hatte der alte Teekessel etwas Gemütlicheres – er, an den du dich doch noch erinnern mußt. Er meint, daß es doch sicher eine große Erleichterung ist, eine eigene Kutsche zur Verfügung zu haben, und fragt deine Gattin, ob das denn nicht stimme. Fragt, ob du schon das Wappen auf Pergament hast malen lassen, und wußte bis vor kurzem gar nicht, daß Dies oder Jenes die Helmzier der Familie war. Seine Erinnerungen gehen schlecht mit dem Anlaß zusammen, seine Komplimente haben etwas Perverses, seine Konversation ist eine Mühsal, sein Verbleib von langer Dauer, und wenn er geht, schiebt man seinen Stuhl so eilig wie möglich in eine Ecke und fühlt sich von zwei ärgerlichen Hindernissen befreit.

Es gibt unter der Sonne noch ein schlimmeres Übel, und das ist eine arme Verwandte – die weibliche Form. Mit ihm mag noch etwas anzufangen sein, man kann ihn zur Not erklären, doch die bedürftige weibliche Verwandte ist hoffnungslos. »Er ist ein alter Humorist,« mag man sagen, »und hat die Caprice, fadenscheinig herumzulaufen. Seine Verhältnisse sind besser, als die Leute meinen wollen. Viele schätzen es ja, ein Original bei Tisch zu haben, und er ist wahrhaftig eins.« Doch bei den Symptomen weiblicher Armut gilt keine Maskerade. Keine Frau kleidet sich aus Caprice schlechter als notwendig. Die Wahrheit muß unumwunden heraus. »Sie ist ganz offensichtlich mit den L.s verwandt, was täte sie sonst bei ihnen im Hause?« Sie ist mit größter Wahrscheinlichkeit die Cousine deiner Frau. So ist es jedenfalls in neun von zehn Fällen. Ihre Tracht ist zwischen der Dame und der Bettlerin angesiedelt, doch dominiert natürlich erstere. Sie ist aufs Provokanteste bescheiden und ist sich ihrer Geringfügigkeit ostentativ bewußt. Ihn mag man gelegentlich ein wenig dämpfen müssen – *aliquando sufflaminandus erat* –, doch sie läßt sich nicht nach oben holen. Man läßt ihr bei Tisch einen Teller von der Suppe reichen, und sie bittet, man möge ihr erst nach den Herren servieren. Mr. Soundso bittet um den Vorzug, mit

ihr ein Glas Wein nehmen zu dürfen; sie zögert zwischen Port und Madeira, und wählt ersteres – weil er es getan hat. Sie nennt den Diener »Sir« und besteht darauf, ihm nicht zur Last zu fallen und selbst ihren Teller zu halten. Von der Haushälterin wird sie herablassend behandelt. Die Gouvernante der Kinder korrigiert sie, wenn sie das Klavier mit einem Cembalo verwechselt.

Die Bühnenfigur des Richard Amlet, Esquire, ist ein gutes Beispiel für die Nachteile, welche die chimärische Vorstellung, daß Verwandtschaft einen Anspruch auf Bekanntschaft begründet, über das Selbstbewußtsein eines Gentleman bringen mag. Ein wenig törichtes Blut ist alles, was zwischen ihm und einer Dame mit großen Ländereien steht. Sein Unstern ist es, stets von der boshafte Mütterlichkeit einer alten Frau belästigt zu werden, die darauf besteht, ihn »mein Sohn Dick« zu nennen. Doch hat sie die Mittel, ihn am Ende für die Unwürdigkeiten zu entschädigen und ihn wieder an die glänzende Oberfläche schweben zu lassen, unter der sie ihn – wie es den Anschein hatte – die ganze Zeit über genüßlich versenken wollte. Und es sind nicht alle Männer mit Dicks Temperament begabt. Ich kannte einen Amlet im wirklichen Leben, dem Dicks Elastizität fehlte und der tatsächlich unterging. Der gute W. hatte dieselbe Stellung wie ich am Christ's Hospital, er war ein kluger Altsprachler und ein vielversprechender Schüler. Wenn er einen Makel hatte, war es der des übermäßigen Stolzes: Doch war dieser nicht kränkend, nicht von der Art, welche das Herz verhärtet und Niedrigere fernzuhalten sucht. Es war W. nur darum zu tun, Geringschätzung von sich abzuwehren. Er hielt das Prinzip der Selbstachtung so hoch, wie es sich irgend durchsetzen läßt, ohne dabei die Achtung zu verletzen, die er jeden anderen gern für sich selbst empfinden sah. Er wollte, dass man in dieser Sache einer Meinung mit ihm war. Oft habe ich mich mit ihm gestritten, als wir schon etwas ältere Schüler waren und unsere Größe uns in unserer blauen Schultracht unangenehm der belustigten Beobachtung empfahl. Ich wollte nämlich nicht mit ihm nur durch die Nebenwege und Gäßchen der Stadt

gehen, um der Aufmerksamkeit zu entrinnen, wenn wir an einem Feiertag zusammen draußen waren auf den Straßen dieser neugierigen und grinsenden Metropole. W. zog dann, wund von derartigen Ideen, nach Oxford, wo die Würde und Milde des Gelehrtenlebens, auf seine bescheidene Herkunft treffend, in ihm eine leidenschaftliche Loyalität für diesen Ort erzeugten und eine profunde Abneigung gegen die Gesellschaft dort. Der Talar des Wohlfahrtsstipendiaten hing, schlimmer als seine Schulkleidung, um ihn wie ein Nessoshemd. Er hielt sich für lächerlich in einem Kleid, unter dem Latimer aufrecht einhergeschritten sein muß und das Hooker in jungen Jahren vielleicht mit einer nicht zu mißbilligenden Eitelkeit um sich geworfen haben mag. In den tiefen Schatten der alten Bäume oder auf seinem einsamen Zimmer entzog der arme Student sich der Beobachtung. Er fand Schutz unter Büchern, die einen nicht beleidigen, und in Studien, die keine Frage an die Finanzen eines jungen Mannes richten. Er war der Herrscher seiner Bibliothek, und nur selten blickte er über die Grenzen seines Imperiums hinaus. Der heilende Einfluß gelehrten Fleißes säntigte und tröstete ihn. Er war fast genesen zu nennen, als sein unberechenbares Schicksal mit einer zweiten und schlimmeren Bosheit gegen ihn losschlug. Der Vater W.s hatte den bescheidenen Beruf eines Malers oder Anstreichers bisher in N. ausgeübt, nahe bei Oxford. Das angebliche Wohlwollen der Oberhäupter einiger Colleges bewog ihn, in diese Stadt umzuziehen, wobei er die Hoffnung hatte, bei gewissen öffentlichen Arbeiten, von denen gerade die Rede war, Aufträge zu bekommen. Von diesem Augenblick an las ich auf den Zügen des jungen Mannes die Entschlossenheit, die ihn schließlich auf immer dem gelehrten Leben entreißen sollte. Für jemanden, der mit unseren Universitätsstädten nicht vertraut ist, erscheint die Distanz zwischen *gown* und *town*, zwischen den akademischen Kreisen und der Stadtbevölkerung (insbesondere den Handwerkern und Handelsleuten), so übermäßig groß, daß die Schärfe der Trennung kaum glaublich wirkt. Das Temperament von W.s Vater war der diametrale Gegensatz seines eigenen. Der alte

W. war ein kleiner, geschäftiger, serviler Handwerksmann, der sich, mit dem Sohn am Arm, mit der Mütze in der Hand und einem Kratzfuß vor allem verneigte, was nur von fern einem Talar ähnelte, fühllos für das ärgerliche Zwinkern und die offenere Ermahnung des jungen Mannes, dessen Wohngenossen oder gleichrangigen Kommilitonen er vielleicht gerade derart unterwürfig und überflüssig begrüßte. Ein solcher Zustand konnte nicht von Dauer sein. W. mußte die Luft Oxfords gegen ein anderes Klima eintauschen oder ersticken. Er zog ersteres vor; mag der aufrechte Moralist, der die Sohnespflichten so hoch in den Himmel hebt, wie es nur angeht, diese Flucht tadeln – den Kampf vorher kann er sich nicht ausmalen. Ich stand mit W. am letzten Nachmittag, da ich ihn sah, unter dem Vordach des väterlichen Hauses. Dieses lag in einer hübschen Straße, die von der High Street zur Rückseite des \*\*\*-College führte, wo W. seine Zimmer hatte. Er schien versonnen – schien sich abgefunden zu haben mit seiner Lage. Ich unternahm es, ihn aufzuheitern, und brachte – da er besserer Stimmung war – das Gespräch auf ein Bild des malenden Evangelisten, das der alte Mann, dessen Geschäfte zu blühen begannen, in prächtigem Rahmen über seiner wirklich schön eingerichteten Werkstatt hatte anbringen lassen, entweder als Zeichen des Wohlstandes oder als Ausdruck der Dankbarkeit gegen seinem Schutzpatron. W. schaute zu dem Lukas hinauf, und wie Satan »kannst' er sein aufgestelltes Zeichen, und er floh.« Ein Brief auf dem Tisch des Vaters verkündete am nächsten Morgen, der Sohn habe eine Offiziersstelle bei einem Regiment angenommen, das sich nächstens nach Portugal einschiffte. Er gehörte zu den ersten, die unter den Mauern von San Sebastian fielen.

Ich weiß nicht, wie ich bei einem Thema, das ich mit halbem Ernst nur begonnen habe, auf eine so überaus schmerzliche Geschichte komme, doch dieses Thema der armen Verwandten steckt so voller tragischer wie komischer Assoziationen, daß es schwierig ist, die Schilderung sauberlich getrennt zu halten, ohne Vermischung. Meine frühesten Eindrücke in dieser Hinsicht sind gewiß nicht mit irgend etwas Schmerz-

lichem oder besonders Demütigendem verbunden, wenn ich sie mir ins Gedächtnis zurückrufe. Am Tisch meines Vaters (keiner besonders prächtigen Tafel) fand sich jeden Sonntag die mysteriöse Gestalt eines alten Herrn ein, in säuberliches Schwarz gekleidet, von trauriger, doch guter Erscheinung. Sein Gebaren war das Wesen des Ernstes selbst, seine Worte wenige oder gar keine, und ich war angehalten, in seiner Gegenwart nicht laut zu werden. Ich hatte auch wenig Neigung dazu, denn ich sah mich veranlaßt zu schweigender Bewunderung. Ein spezieller Lehnstuhl wurde ihm vorbehalten, der unter keinen Umständen entheiligt werden durfte. Ein ganz besonderer Nachtsch, der bei keinem anderen Anlaß aufgetragen wurde, zeichnete die Tage seines Auftretens aus. Ich hielt ihn damals für einen überaus wohlhabenden Mann. Alles, was ich in Erfahrung bringen konnte, war der Umstand, daß mein Vater und er vor einem Weltalter Schulkameraden in Lincoln gewesen waren und daß er aus der Münze kam. Die Münze, das wußte ich, war der Ort, wo sämtliches Geld geprägt wurde – und ich dachte, er sei der Eigentümer all dieses Geldes. Schreckliche Vorstellungen vom Tower vermengten sich mit seinem Anblick. Er schien über allen menschlichen Schwächen und Leidenschaften zu stehen. Eine Art melancholischer Grandezza hing um ihn. Wegen irgendeines unerklärlichen Verhängnisses, so dachte ich, mußte er in ewiger Trauerkleidung einhergehen – ein Gefangener voll unantastbarer Würde, den man samstags aus dem Tower entließ. Oft wunderte ich mich der Tollkühnheit meines Vaters, welcher trotz des großen Respekts, den wir allesamt diesem Besucher entgegenbrachten, sich hie und da erdreistete, ihm bei irgendeiner Auseinandersetzung über Einzelheiten ihrer gemeinsamen frühen Jahre zu widersprechen. Die Häuser der altherwürdigen Stadt Lincoln sind – wie die meisten meiner Leser wissen – aufgeteilt zwischen den Bewohnern des Berges und jenen des Tals. Diese markante Unterscheidung bildete eine naheliegende Grenzlinie zwischen den Jungen, die droben wohnten (mochten sie auch in der gemeinsamen Schule mit den anderen zusammenkommen), und



den Jungen, deren Elternhaus in der Ebene lag: hinreichender Grund zur Feindschaft für die jungen Grotiusse. Mein Vater war ein führender Vertreter der Bergpartei gewesen und behauptete immer noch die allgemeine Überlegenheit in Mut und Geschick der *Jungs droben* (seiner eigenen Sekte) gegen die *Jungs drunten* (wie man sie nannte), unter welchen sein Zeitgenosse ein führender Häuptling gewesen war. Zahlreich und hitzig waren die Scharmützel zu diesem Thema – dem einzigen, bei dem der alte Herr sich jemals entschieden äußerte, und es gab böses Blut, fast bis hin zum Beginn erneuerter Feindseligkeiten. Doch mein Vater, der es verachtete, Vorteile auszuspielen, vermochte es in der Regel, der Unterhaltung mit einem rühmenden Bezug auf den alten Dom eine Wendung zu geben; in der gemeinsamen Vorliebe für diesen, der alle anderen Kathedralen der Insel hinter sich ließ, konnten der Mann vom Berge und der Bewohner der Ebene sich versöhnlich begegnen und ihre weniger bedeutsamen Differenzen vergessen. Nur einmal sah ich den alten Herrn wahrhaftig verärgert, und ich dachte oft ängstlich an die Idee, die mich dabei überkam: »Vielleicht kommt er jetzt nie mehr hierher.« Man hatte ihn genötigt, doch noch einen Teller von dem Gericht zu nehmen, das ich bereits als unausweichlichen Begleitumstand seiner Besuche erwähnt habe. Er hatte das abgelehnt, mit einer fast starrsinnigen Insistenz, als meine Tante (eine alte Lincolnianerin, die aber mit meiner Cousine Bridget den Charakterzug teilte, daß sie manchmal zur Unzeit auf Formen der Höflichkeit herumritt) die folgenden denkwürdigen Worte sprach: »Nehmen Sie noch ein Stück, Mr. Billet, Sie kriegen doch nicht alle Tage Nachtisch.« Der alte Herr sagte darauf nicht gleich etwas – doch ergriff er im Laufe des Abends, als sich ein Disput zwischen den beiden erhoben hatte, die Gelegenheit, mit einer die ganze Gesellschaft frösteln machenden Betonung zu sagen (die mich jetzt noch verkühlt, während ich dieses schreibe): »Weib, Ihr seid recht überaltert.« John Billet lebte nicht mehr lange, nachdem er diese Kränkung verdaut hatte, doch lange genug, mir zu versichern, daß der Friede wahrhaft wiederhergestellt war!

Und wenn ich mich recht erinnere, trat ein anderer Nachtsch diskret an die Stelle dessen, der Anstoß gegeben hatte. Er starb als Angestellter der Münze (anno 1781), wo er lange einen nach seinem Dafürhalten komfortabel entlohnten Platz innegehabt hatte; und er verließ die Welt mit fünf Pfund, vierzehn Shilling und einem Penny, die nach seinem Ableben im Schreibtischchen gefunden wurden, Gott segnend, daß er noch genug hatte, sich begraben zu lassen, und daß er nie einem Menschen wegen Sixpence verpflichtet gewesen war. Dies war ein armer Verwandter.

Leseprobe aus:

Charles Lamb  
**Eine Abhandlung über Schweinebraten**  
Essays

Ausgewählt, übersetzt und mit einem Vorwort von Joachim Kalka  
Mit einer Studie zum Briefwechsel zwischen Charles Lamb und S. T. Coleridge  
von Norbert Miller

176 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet

© der deutschen Übersetzung:  
2014 Berenberg Verlag, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption|Gestaltung: Antje Haack|Lichten.com  
Satz|Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner  
Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany

ISBN 978-3-937834-68-9



BERENBERG